**Zeitschrift:** Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde

**Band:** 46 (1984)

**Heft:** 12

**Artikel:** Der Weissenstein als Schauplatz in Ernst Glaesers Roman "Jahrgang 1902"

**Autor:** Grob, Fritz

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-862279

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 18.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Farbiger Faltprospekt der Weissenstein-Bahn 1909, mit zweisprachigem Text auf der Rückseite.

# Der Weissenstein als Schauplatz in Ernst Glaesers Roman «Jahrgang 1902»

*Von Fritz Grob*

Ernst Glaesers Roman «Jahrgang 1902» ist 1928 erschienen. Er schildert die letzten Monate vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges und die Vorgänge hinter der Front in einer deutschen Kleinstadt bis ins Jahr 1917. Der Roman ist in der Ich-Form geschrieben. Die Perspektive ist die eines Gymnasiasten, der 1902 geboren ist. 1902 ist auch das Geburtsjahr von Glaeser selbst. Der Geburtsort ist Butzbach nördlich von Frankfurt am Main. Glaesers Vater war Amtsrichter. Das Familienmilieu stimmt ungefähr mit dem aus dem Roman erschliessbaren überein. Diese und andere Einzelheiten weisen darauf hin, dass das Werk weitgehend autobiographisch ist und des Autors eigene Jugenderlebnisse darstellt. Glaeser hatte in Freiburg im Breisgau und in München studiert, war Dramaturg und Mitarbeiter der «Frankfurter Zeitung». 1933 musste er aus politischen Gründen Deutschland verlassen. Seine Werke wurden als pazifistisch und marxistisch verboten. In einer 1933 erschienenen Literaturgeschichte ist über ihn zu lesen: « ‹Jahrgang 1902› ist das Schild einer Generation, die sachlich, rücksichtslos die schmutzigsten Worte in den Mund nimmt, weil es während des Krieges an Aufmerksamkeit der Erzieher mangelt. Hinter Glaeser stellt sich eine Gruppe von jungen Menschen, die die deutsche Sprache beherrschen, sie aber aus Hass gegen die ‹verlorenen Jahre› verwüsten».[1] Aus heutiger historischer Sicht ist die bewusste Sprachverwilderung ebensosehr als Folge des expressionistischen Stils zu betrachten, für den vor allem Alfred Döblins Romane Vorbilder waren.

Glaesers Zufluchtsort war Zürich. 1939, mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, kehrte er überraschend nach Deutschland zurück. 1941 wurde er sogar Redaktor einer Wehrmachtszeitung. Er starb 1963, genau so vergessen wie sein Werk. Dass der mittlere Teil von «Jahrgang 1902» auf dem Weissenstein bei Solothurn spielt, ist wohl kein Zufall. Glaeser war zwar erst 1933 in die Schweiz gekommen, der Roman aber schon 1928 erschienen. Wenn er aber die Fahrt seines jungen «Helden» nach Solothurn und den Weissensteinaufenthalt so beschreibt, dass man den Eindruck des Authentischen gewinnt, so muss dieser schon vor 1928 in der Schweiz gewesen sein. Die äussern Umstände, die Idylle um den Solothurner Bahnhof, die Fahrt mit der Kutsche, der Betrieb im Weissensteinhotel weisen auf die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg hin. Der Knabe, von dem im Roman die Rede ist, muss Glaeser selber sein, den die Mutter 1914 zur Erholung auf den Weissenstein gebracht hatte. Also auch das eine Jugenderinnerung, die der 26jährige Schriftsteller in sein Werk einfügt.

Seinen kurzlebigen Ruhm verdankt Glaeser fast ausschliesslich diesem Roman. Wie Heinrich Mann in seinem «Untertan», als Buch 1918 erschienen, greift er darin die wilhelminische Gesellschaft mit ihrem Kaiserkult, der politischen Intoleranz, dem Hurrapatriotismus und dem Judenhass an, und wie Frank Wedekind in «Frühlings Erwachen» (1891) entlarvt er die sexuelle Verlogenheit in der Welt der Erwachsenen. Es sind die Themen, an denen er bis zu seiner merkwürdigen Bekehrung zum Nationalsozialismus festhält. Auch im späteren Roman «Der letzte Zivilist» von 1935 bilden sie die weltanschaulichen Grundlagen einer Bewegung, die er ursprünglich hatte bekämpfen wollen.

Die Handlung des Romans «Jahrgang 1902» ist eng mit der Jugendzeit des Ich-Erzählers verknüpft. Früh erwacht im Knaben die Neugierde nach dem «wirklichen Geheimnis». Doch jede Frage, die nach geschlechtlicher Aufklärung drängt, wird von den Erwachsenen als «unanständig» zurückgewiesen. So bleibt es denn einem Metzgerburschen überlassen, ihm gegen Bezahlung in einem Geschlechtsakt mit einer Polin das «wirkliche Geheimnis» vorzuführen. Das Erlebnis führt beim Jungen zu einem Trauma, das ihm für lange Zeit eine echte Liebesbeziehung verunmöglicht. Geheilt wird er erst Jahre später durch die zarte Zuneigung der ihm an Reife überlegenen Anna. Doch bevor sie ihn liebevoll in das «Geheimnis» einweihen kann, wird das Mädchen während eines Luftangriffs von einer Bombe zerfetzt. Das ist der Schluss des Romans.

Wenn man nur den Strang der körperlich-seelischen Reifung des Knaben verfolgt, der als Leitmotiv das ganze Werk durchzieht, liesse sich «Jahrgang 1902» in die Gattung des Entwicklungsromans einreihen. Doch wird die mögliche Gradlinigkeit der Handlung immer wieder durch zeitgebundene Episoden und zeitgebundene Verhaltensmuster einzelner Figuren durchbrochen. Zu Beginn zeigt Glaeser einen militaristischen, antisemitisch gesinnten Turnlehrer, der einen schwächlichen Judenknaben zugrunde richtet. Als Gegenfigur erscheint ein Offizier, der, völlig vereinsamt, ein Bauerngut bewirtschaftet, vor dem Verhängnis der wilhelminischen Politik warnt und von seinen Standesgenossen und Mitbürgern als «roter Major» beschimpft wird. Trotzdem gehorcht er seiner vaterländischen Pflicht, übernimmt ein Kommando und fällt an der Ostfront im Kampf gegen die Russen.

Zum zeitgenössischen Spektrum gehört auch eine Gruppe von Arbeitern, die den «wissenschaftlichen Sozialismus» studieren. Sie sind davon überzeugt, dass die Solidarität des internationalen Proletariats jeden Krieg verhindern werde. Wie er aber ausbricht, werden sie kaisertreu und, mitgerissen von der allgemeinen Kriegsbegeisterung, schwenken sie auf die nationalistische Linie der preussischen Junker und des Bürgertums ein. Der Zusammenschluss aller Schichten des deutschen Volkes wird euphorisch gefeiert.

Das sind die Episoden, mit denen sich der Entwicklungsroman zum Gesellschaftsroman ausweitet, in dem die politischen Zustände im Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg einer bissigen Kritik unterzogen werden, ohne freilich je die epische Breite und Dichte von Leo Tolstois «Krieg und Frieden» zu erreichen. Abgesehen von der Tatsache, dass Glaesers Roman über Romantik und poetischen Realismus hinaus ist: die Hinwendung zu den gesellschaftlichen Zuständen ist der Hauptgrund, dass für gefühlvolle Natur- und Landschaftsschilderungen in «Jahrgang 1902» kein Raum mehr bleibt und die Schilderung des Weissensteinerlebnisses zum dürftigen Fragment wurde. Von Begeisterung, ja Identifikation mit dem Na-

turgeschehen, wie wir sie bei Hilaire Belloc in «Der Weg nach Rom» und vor allem bei Robert Walser feststellen, ist bei Glaeser nichts zu spüren. Doch kann es auch bei ihm geschehen, dass er soziale Zustände durch die Darstellung der Umwelt charakterisiert. Ein Beispiel dafür ist die Art, wie er die Ärmlichkeit einer Mietskaserne beschreibt: Im Hof befindet sich ein Tümpel, «dessen stehendes Wasser milchweiss war und schlecht roch. Um den Tümpel wuchs elendes Gras, ein Fliederbaum beschattete ihn. Wenn sich die Süsse seiner Blüte mit den Ausdünstungen des Tümpels mischte, war die Luft voll Gärung und Fäulnis.»[2] An anderer Stelle macht er sich über den Naturkult lustig. Dem Knaben ist es verboten, mit einem Stock durch die Grashalme zu fahren, mit Ackerschollen nach Raben zu werfen oder durch die Felder zu laufen. Das Feld ist ein geordneter Garten, in dem man auf abgezirkelten Wegen ging. Glaeser nennt das «kasernierte Naturverehrung» und macht daraus ein Abbild der streng gegliederten Gesellschaft. So ist es denn begreiflich, dass Glaeser nicht allein wegen der schönen Natur und der reinen Luft die Schweiz für den Kuraufenthalt seines Helden wählt. Er sieht in ihrer demokratischen Ordnung ein Gegenbild zum militärisch strukturierten und zum Kriege bereiten Deutschen Reich. Den Salonsozialisten Dr. Hoffmann lässt er sagen, die Schweiz sei sein Ideal, «nicht nur wegen ihrer Natur, sondern auch politisch.»[3]

Für die Mutter des Ich-Erzählers bleibt indessen der Gesundheitszustand ihres Sohnes der Hauptgrund für ihre Schweizerreise. Den Ausschlag für die Wahl des Sanatoriums auf dem Weissenstein gibt der Prospekt: «Nach acht Tagen waren schöne Prospekte da, auf Glanzpapier gedruckt, mit Bildern und Behauptungen über Güte der Luft, umfassende Aussicht und ärztlich empfohlenen Wäldern ... Meinem Vater imponierte die Aussicht am meisten. ‹Du›, rief er begeistert und nannte mir einen fremden Namen, ‹von hier aus kann man an bestimmten Tagen bei günstiger Witterung den Mont Blanc sehen, 4800 Meter hoch!› » Entscheidend ist die ärztlich empfohlene Höhe von ungefähr 1000 Metern.[4]

Die erste Berührung mit der Schweiz vollzieht sich in Basel, wo ein Onkel, «Leckerlibäcker», Mutter und Sohn am Bahnhof abholt. Die Mutter und ihr Bruder geraten in dem Augenblick aneinander, als sie gesteht, sich nicht um Politik zu kümmern. Glaeser, der sich hinter diesem Onkel versteckt, ist Gegner der nichtengagierten Kunst, während sich die Mutter in jeder freien Minute an Hugo von Hofmannsthal erbaut. Sie ist der Meinung, «für einen Krieg seien die Menschen viel zu gebildet», und verliert sich in ihren Aesthetizismus Hofmannsthalscher Prägung und wird, wie die meisten Sozialdemokraten bei Kriegsbeginn umfallen und sich in die allgemeine Begeisterung hineinziehen lassen. Für Glaeser selbst ist der Kriegsausbruch die Widerlegung des l'art pour l'art.

Der Onkel ist Anlass, typisch Schweizerisches zu erwähnen: Er gehört verschiedenen Vereinen an, ist ein eifriger Sänger, hat wie jeder Schweizer Soldat das Gewehr im Schrank. Als sie in Basel wegfuhren, «jodelte er freundlich und kurz».[5] Dass das Singen zur schweizerischen Eigenart gehört und Glaeser besonders aufgefallen sein muss, erleben die beiden Reisenden auch auf ihrer Fahrt nach Solothurn:

«Es war ein liebenswürdiger Tag. Überall in den Coupés waren die Fenster heruntergelassen, die Luft strömte in farbigen Wellen durch die schmalen Gänge, in den graugelben Vorhängen spielte in lustigen Klecksen die Sonne. Viele Menschen sangen.»

Den schweizerischen Leser überrascht es nun nicht mehr, dass neben dem Gewehr im Schrank, dem Singen und Jodeln auch die Schweizer Schokolade erwähnt wird: «In einem Bahnhof der vielen kleinen Städte kauft die freundlich gestimmte Mutter dem Jungen eine Tafel Schokolade: «Gala Peter».

Das Ziel ist nun nicht mehr weit. Nach zwei Stunden zeigt sich ihm eine blaue Bergkette, «deren Silhouette sehr zart war und von dünnen Wolken verwischt». Aber bevor sie in Solothurn einfahren, beschwört Glaeser noch einmal — vielleicht zum letzten Mal in der Literaturgeschichte — das Klischee von der saubern Schweiz, dem möglichen Paradies: «Die kleinen Städte mit den Grün überstopften Gärten, die Wiesen, die in Blau übergingen, die hellgelben Strassen, die blumenbetupften Bahnwärterhäuschen, der glitzernde, singende Draht, der neben dem Damm herlief und manchmal bebte, als denke er; die bunten Barrieren und die Menschen, die hinter ihnen standen und winkten, als seien es lauter gute Bekannte.»

Endlich die Stadt und der Weissenstein: «Als wir in Solothurn einfuhren, war das Gebirge ganz nahe gerückt. In einer waldigen Wand leuchtete ein weisser Klecks. Das Sanatorium, wo ich die Pflicht hatte, rote Backen zu bekommen. In einer Glasterrasse blinkte die Sonne ihre letzten Signale.»

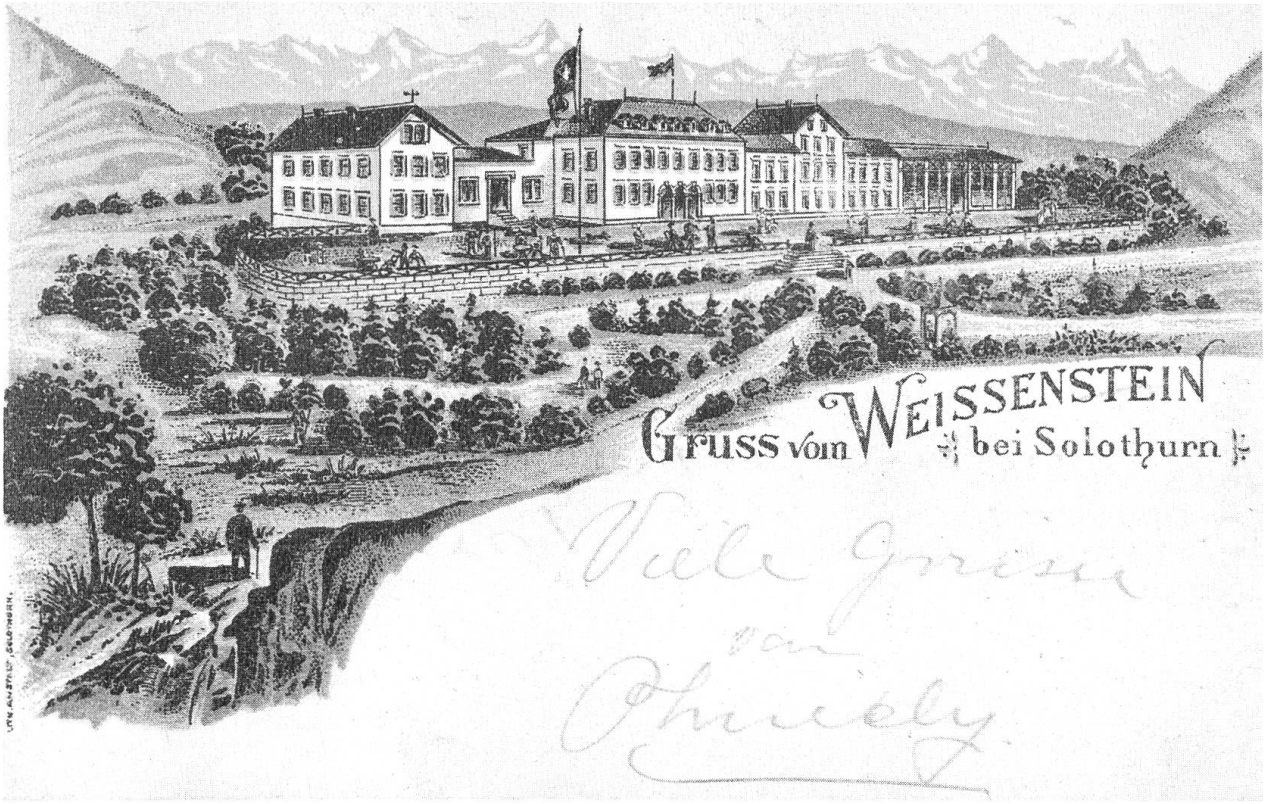
Die Vorgänge in und um den Bahnhof spiegeln noch die Idylle der Jahrhundertwende: «Auf dem Bahnhof rief meine Mutter den Namen des Sanatoriums. Sofort stürzte ein uniformierter Mann herbei und nahm uns die Koffer ab. Wir folgten ihm wortlos über die Gleise. Über ein weisses Holzgitter schäumten die Wicken des Privatgartens der Bahnmeisterei.»

Der Weissenstein wird mit einer Kutsche erreicht: «Der Mann, der mit unsern Koffern fortgelaufen war, machte auf dem Platz vor dem Bahnhof Halt. Er warf die Koffer unter lautem Reden auf das Dach einer Kutsche, dann riss er eine Türe auf, entriegelte eine kleine Treppe und befahl uns einzusteigen. Die Sitze der Kutsche waren rot gepolstert und mit Messingnägeln beschlagen. An der Tür hing ein Strauss fremder Blumen. Meine Mutter flüsterte mir zu, es seien Alpenveilchen.»

Auf der Fahrt durch die Stadt wird die St. Ursenkirche kaum beachtet. Der knappe Hinweis springt mit der Wirklichkeit ziemlich frei um und gibt kein abgerundetes Bild: «Vor der Kathedrale hing mit gespreizten Händen und schmerzlich nach oben geworfenem Gesicht ein trauriger Christus aus Stein. Ich fragte meine Mutter, ob hier alle Menschen katholisch seien. Sie nickte und tupfte sich die Stirn mit Eau de Cologne.»

Wichtig für den weitern Verlauf und die Tendenz des Romans ist die Tatsache, dass in der Kutsche auch ein französisches Ehepaar mit ihrem Sohn Gaston mitfährt. So begegnen sich kurz vor dem Kriegsausbruch Deutsche und Franzosen. Die beiden Knaben, obwohl sie sich kaum verständigen können, werden Spielgefährten. Ihr Spielraum ist das Sanatorium und seine Umgebung, deren Beschreibung für jedes andere Jurahochplateau gelten könnte. Im Gegensatz zu Hilaire Belloc oder Robert Walser fehlt ihr jeder Bezug zu den innern Vorgängen. An die Stelle des Symbolgehaltes tritt eine Ironie, die an die Darstellung des Weissensteinerlebnisses von Alexandre Dumas erinnert:

«Das Sanatorium war gar kein Sanatorium. Nur ein Hotel, das die Luft seiner 1000 Meter über Meer ausnutzte. Zur Erholung wurde man in die Wälder gewiesen, die sehr krüppelig waren, aber dicht. Manchmal wurden Kühe mit Glocken an dem Hotel vorbei getrieben, um zu beweisen, dass es auf dem Land und in der Schweiz lag. Sein Clou war das Alpenglühen. Sobald es ge-




Ansichtskarte vom Weissenstein um die Jahrhundertwende. Foto: Zentralbibliothek Solothurn.

schah, das heisst, wenn die ferne Alpenkette, deren hervorragender Punkt die «Jungfrau» war, anfing rot zu werden wie ein überhitzter Ofen, tutete ein livrierter Diener alle Gäste zusammen und hielt eine kurze Rede über diesen seltenen Naturgenuss. Wir sind dreimal hingelaufen, dann steckten wir auf, denn die Jungfrau glühte immer in denselben Farben und der livrierte Diener behauptete immer in allen Sprachen, so schön wie an diesem Abend sei die Jungfrau noch nie gewesen. Gaston fing furchtbar an zu lachen, als er das zum zweitenmal hörte. Nur einige englische Ehepaare begeisterten sich immer wieder von vorne. Sie setzten sogar Feldstecher auf ihre Augen, um die Jungfrau besser sehen zu können. — Wir gingen lieber auf die *Alm*. Dort gab es *Ochsen,* die man bis zum komischen Galopp necken konnte, und einen alten Maulesel, auf dem Gaston gerne ritt.»

Die beiden Knaben werden gleichsam zum Demonstrationsobjekt, an dem Glaeser zeigt, wie Menschen zusammenleben können, ohne lächerliche Meinungsverschiedenheiten zu blutigen Auseinandersetzungen werden zu lassen. So lässt er seinen kleinen Deutschen erkennen: «Zum erstenmal war mir das Leben hell, eindeutig, ungefährlich und durch keine Fallen, keine irreführenden Worte, durch keine Lügen getrübt. Gras war Gras, Erde war Erde, Vieh war Vieh, das Leben eine Tatsache. Ich erholte mich glänzend. Meine Mutter schrieb an meinen Vater, die Schweizer Luft wirke Wunder.» Die Worte könnten in einem der frühen Romane von Hermann Hesse stehen.

Die Knaben sind so sehr in die eigene Welt vertieft, dass sie kaum bemerken, wie gegen Ende Juli 1914 die Stimmung im Hotel sich allmählich verändert. «Die Engländer schieden sich von den Deutschen, die Franzosen von den Österreichern.» Mit dem Beginn des Feldzuges Österreichs gegen Serbien werden auch die beiden Knaben auseinandergerissen. Auf Befehl der Erwachsenen müssen sie ihre Beziehungen abbrechen. Mit der drohenden Ausweitung des Krieges geht auch ihr Kuraufenthalt zu Ende. Die Deutschen werden von allen andern gemieden. Als die Mutter sich weigert, beim Absingen der Marseillaise aufzustehen, wird sie von einem

chauvinistischen Franzosen beschimpft. Dem peinlichen Zwischenfall folgt ein Telegramm des Vaters, das zum Signal zur sofortigen Abreise wird. Die beiden Knaben treffen sich noch einmal. Was in der Welt der Erwachsenen vor sich geht, ist für sie unbegreiflich. Das letzte Wort, das der junge Franzose dem jungen Deutschen mit auf den Weg gibt, lautet: «La guerre, ce sont nos parents, — mon ami . . .»

*Anmerkungen*

1 *Guido K. Brand,* Werden und Wandlung, Eine Geschichte der deutschen Literatur von 1880 bis heute, Berlin 1933, s. 547. — 2 *Ernst Glaeser,* Jahrgang 1902, Potsdam 1928, s. 77. — 3 ebda s. 163. — 4 ebda s. 162 f. — 5 dieses und die weitern Zitate ebda ss. 172–185. Die Hinweise auf Belloc, Walser und Dumas beziehen sich auf das Buch des Verf., Schriftsteller sehen Solothurn, Solothurn 1979.

# Neue Bücher

## *Die Zeichnungen von C. A. Müller*

Vor uns liegt zweifellos eines der schönsten Bücher, die dieses Jahr in der Nordwestschweiz erschienen sind. Aus dem überaus reichen, viele Hunderte von Blättern umfassenden, hinterlassenen Werk von Christian Adolf Müller (1903–1974) werden wir mit einer repräsentativen Auswahl beschenkt. C. A. Müller war lange Jahre als kaufmännischer Angestellter tätig und hat dann begonnen, Geschichte und Kultur der Nordwestschweiz und angrenzender Gebiete zu studieren und auch schriftstellerisch darzustellen — in zahlreichen Beiträgen, zuerst in populären Zeitschriften, in Kalendern und in der Tagespresse, später auch in wissenschaftlichen Publikationen; sein Hauptwerk ist sein 1953 bei Habegger, Derendingen erschienenes «Buch vom Berner Jura» mit 80 Federzeichnungen. Seit 1943 war er als Sekretär der öffentlichen Denkmalpflege in Basel tätig, ab 1953 gab er auch Kurse an der Volkshochschule der Universität Basel und ab 1961 bis zur Pensionierung 1968 war er Leiter der Amtsstelle für Natur- und Heimatschutz des Kantons Basel-Landschaft. Für sein vielfältiges wertvolles Wirken verlieh ihm die Universität Basel 1963 die Würde eines Ehrendoktors.

C. A. Müller hat seine Heimat erwandert — und es bereitet grosse Freude, in diesem Buche immer wieder zu blättern und mit ihm zu wandern, vor grösseren und kleineren baulichen Zeugen der Vergangenheit zu verweilen und sie intensiv und genau zu betrachten, aber auch die Schönheit der Landschaft in sich aufzunehmen. Die jeder Gruppe vorangestellten Begleittexte von H. A. Vögelin führen uns ein in die Bedeutung der dargestellten Örtlichkeiten und in Zeit und Umstände der dort entstandenen Zeichnungen. Diese sind nach Gebieten geordnet. An erster Stelle stehen besonders zahlreich jene aus Basel-Stadt und -Landschaft; einige der mit dem Stift festgehaltenen Bauten sind seither bereits verschwunden. Zahlreich sind auch die Zeichnungen aus dem Jura — vom Aargau mit seinen Rheinstädtchen bis hinaus in die Ajoie. In umgekehrter Reihenfolge ziehen wir durchs Mittelland — von Genf und Lausanne bis nach St. Gallen. Aber auch die alpinen Gebiete sind mit einem Dutzend Zeichnungen vertreten — beginnend mit Chur. Den Historiker Müller zog es auch in die Nachbargebiete Elsass und Schwarzwald, mit welchen ja die Geschichte Basels und der Schweiz eng verknüpft ist. In Österreich interessierten ihn ausgewählte Orte, vorab an alten Handelsstrassen. Neben grossen, bedeutenden Baudenkmälern hat C. A. Müller auch Bauernhäuser, Hofwinkel, Wappen und Grenzsteine festgehalten. Das Buch ist versehen mit einem Vorwort der als Herausgeberin zeichnenden Witwe Lony Müller. Es wird sicher viele Freunde gewinnen. M. B.

*C. A. Müller,* Zeichnungen. Wepf & Co. AG Verlag, Basel 1984. — 186 Seiten mit 158 Zeichnungen, wovon 4 Farbtafeln, gebunden Fr. 32.50.